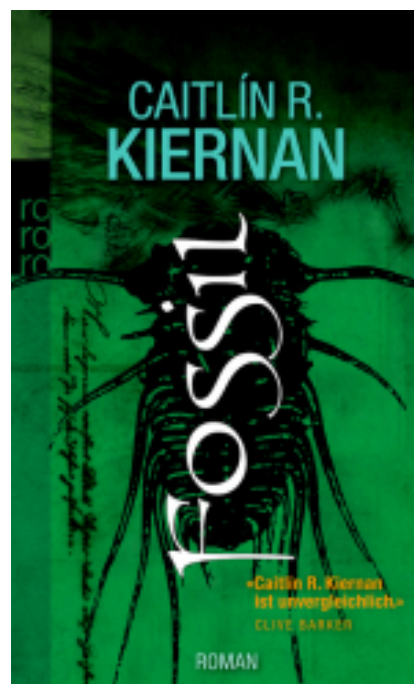


Leseprobe aus:

**Caitlin R. Kiernan**

**Fossil**



# PROLOG

## IM GARTEN DER PERSEPHONE

Das Mädchen namens Chance steht im Regen, ein hässlich magergroßes Mädchen, zitternd unterm Aprilmachthimmel, von dem Regen herunterpisst wie eisignasse Nadeln, und sie kann nicht aufhören zu kichern. Sie kichert jetzt seit fast einer halben Stunde, mindestens seit sie aus Deacons Wohnung weg sind, wo die drei eine kleine Tüte Gras aufgeraucht haben, Chance und Deacon und Elise, die sich bekiffen, während sie Billie Holiday hören und dabei darüber streiten, ob sie alle drei im Gefängnis landen, wenn sie in den alten Wasserwerkstunnel im Berg einbrechen.

«Verdammt, Deke», sagt Elise, «kannst du dich *bitte* be-eilen? Ich frier mir hier draußen den Arsch ab.» Zitternde, gestammelte Worte, weil ihre Zähne so laut aufeinanderklappern, und Chance versucht angestrengt, mit dem Gekicher aufzuhören. Sie will die arme, total durchnässte Elise nicht auslachen, die ersoffene Rätin Elise. Sie stellt sich vor, wie die Cops auf dem kleinen Parkplatz am Ende des Parks halten, mit pulsierendem Blaulicht und plärrenden Sirenen, Pistolen und glänzenden silbernen Handschellen.

«Darüber würde ich mir keine Sorgen machen an deiner Stelle», sagt Deacon, dann lässt er den Bolzenschneider fallen und muss sich bücken, um ihn zu suchen. «Wie es aussieht, ertrinken wir sowieso vorher.»

Das war es dann mit den schlimmen Cops, und Chance kichert wieder, lacht, bis ihr der Bauch wehtut und Elise sie böse anstarrt. Sie setzt sich ins nasse Gras und auf den klebrigen roten Lehmboden, bevor sie noch hinfällt. Elise murmelt durch die klappernden Zähne: «Wenigstens amüsiert sich unser Hyänenmädchen hier.»

Deacon hat den Bolzenschneider wieder, fummelt noch einen Moment im Dunkeln herum, bevor es ihm gelingt, den Haken des rostigen Vorhängeschlosses zwischen dessen rasierklingenscharfe Kiefer zu bekommen, und dann schneidet er durch gehärteten Stahl, als wäre er aus Butter. Das Schloss fällt vom Tor und landet mit einem lauten Platschen in einer Pfütze neben seinen Füßen. «O ihr Kleingläubigen», sagt er, während er die schwere, durch die Gitterstäbe geschlungene Kette herauszieht, mit der das schmiedeeiserne Tor verschlossen war. Elise klatscht einen langsamen, sarkastischen Applaus, als das Tor mit einem hässlichen, quietschenden Laut aufschwingt. Das Knarzen und Kreischen von Rost auf Rost, als würde ein Schiffsrumpf gewaltsam aufgerissen, ein Klang von Stahl und Eis. Chance liegt auf dem Rücken und starrt nach oben zu den Regentropfen, die auf sie herunterstürzen, aus dem Himmel gejagt, und die nun zur durchweichten Erde herniederfallen.

««Hinunter, hinunter, hinunter»», sagt sie und zitiert dem Regen freundschaftlich Lewis Carroll. ««Wird der Fall denn nie enden? Ich frage mich, wie viele Meilen ich jetzt wohl gefallen bin ...»»

«Willst du sie etwa einfach hier draußen lassen?», fragt Elise, aber da zieht Deacon Chance schon auf die Füße. Sie zittert und lehnt sich gegen ihn, stiehlt ihm seine Wärme, küsst sein stoppeliges Kinn, die gebogene Nase. «Komm schon, kleines Mädchen», sagt er, «beweg dich.» Er hat einen Arm um sie gelegt, während sie den niedrigen quadratischen Gang betreten, der zum Tunnel führt. «Jetzt heißt es, mutig in die stygischen Gedärme dieser Welt vorzudringen.»

Chance lacht, aber es war etwas Seltsames und Trauriges an diesem Regen, woran sie sich nicht richtig erinnern kann, und sie fängt nicht wieder an zu kichern.

Diese Steinwand hat man vor über hundert Jahren grob in den Berg gehauen, eine Blockhütte, Stein und Mörtel und modrige Luft, die wie eine Kappe auf der Spitze des nördlichen Tunnelendes sitzen. Pilze und Dreck und Schimmelgeruch.

«Alle Mann an Deck», sagt Elise und zieht das Tor hinter ihnen zu. Ein dumpfer Aufprall von Eisen auf Stein. Sie schließt uns ein, denkt Chance, und vielleicht hat sie jetzt ein bisschen Angst, das Gras macht sie paranoid, doch dann hat Deacon seine Taschenlampe draußen und lässt das Licht auf den feuchten Wänden spielen, den fauligen, wurmstichigen Balken über ihnen.

«Was ist *das*?», fragt Elise, und Deacon leuchtet die beiden großen Rohre an, die fast den gesamten Tunnel ausfüllen, Rohre wie die Stahldärme des Bergs, die aussehen wie etwas auf einem HR-Giger-Gemälde, weder Tier noch Stein, ein Organ, irgendwo zwischen beidem gefangen.

Deacon legt die Hand auf eins der Rohre. «Verdammt», sagt er, «kalt.» Chance zittert wieder, öffnet die Augen und

versucht, sich daran zu erinnern, dass sie sie geschlossen hat. Sie ist allein und liegt auf dem Boden des Tunnels, liegt in Schmutz und Wasser, und Deacons fortgeworfene Taschenlampe ist nicht weit entfernt, nah genug, dass sie die Hand ausstrecken und sie berühren kann. Sie leuchtet nicht mehr richtig hell, die Batterien sind langsam alle, und wenn das Licht erst einmal aus ist, gibt es nur noch diese Nacht im Berg, die keinen Morgen kennt.

«Deacon?», ruft Chance, und ihre Stimme schallt und hallt von den Tunnelwänden wider, aber es antwortet sowieso niemand. Nur das langsame, gleichmäßige Tropfen des Wassers. Sie steht auf, ihr schwindelt, deshalb lehnt sie sich gegen eines der Rohre. Bei der niedrigen Decke muss sie aufpassen, damit sie sich nicht den Kopf stößt, gerade eins neunzig hoch, kaum Platz, um aufrecht zu stehen; Chance hebt die Taschenlampe auf, etwas Leuchtendes zum Festhalten im Dunkeln, gegen die Orientierungslosigkeit, ihren von zu viel Marihuana benebelten Kopf und die Kälte. Sie richtet die Taschenlampe auf die Tunnelwand, starrt den Fels mit zusammengekniffenen Augen an. Es ist Sandstein, der aussieht wie eine überreife Pflaume, der das Violett eines Blutergusses hat.

Eisenhaltiger Sandstein, denkt sie, ganz nüchterne, verlässliche Geologenüberlegungen, die die verblödenden Nebelschwaden hinter ihren Augen durchdringen. Eisenhaltiger Sandstein, also muss sie mindestens achtzig Meter oder tiefer im Berg sein, vorbei am Kalkstein, hinter dem Ordovizium und im tiefsten Silur zwischen dicken Eisenerzadern. Sie sieht sich die verwinkelt aufeinanderstehenden Felsen an, die sanften Schrägen der Meeresböden, die sich hier vor Hunderten Millionen Jahren hoben und senkten, der Zusammenprall von Kontinenten, aus denen

Berge wurden. «Es ist kalt», sagt Deacon wieder und bewundert ehrfürchtig das Rohr unter seiner Hand.

«Ja, mir auch», sagt Elise.

Plötzlich ein Geräusch hinter Chance, ein Geräusch von etwas Feuchtem und Schwerem, etwas Großem und Weichem, das sich durch den Tunnel schiebt, das Geräusch von Wasser, das in einem Strudel abläuft wie in einer Spüle, ein sattes, arhythmisches Geräusch. Sie dreht sich um, leuchtet mit der Taschenlampe in die Richtung, aus der sie es vermutet. Aber da ist nur Elise, die ein paar Meter entfernt steht und mit zusammengekniffenen Augen ins Licht blinzelt. Sie ist nackt, auf der Haut nur Dreck und Tunnelmatsch, die kalte Luft, und Tränen laufen ihr über das dreckige Gesicht. Die mandeläugige Elise, und vielleicht ist Chance nie vorher aufgefallen, wie schön sie ist, selbst jetzt, verängstigt und schmutzig, oder gerade jetzt, ihr vollkommener Mund, die schmalen Schultern, und sie hält eine Hand hoch, als ob das Licht in ihren Augen schmerzt oder weil Chance nichts sehen soll.

«Er hat gesagt, ich soll nicht hinsehen, Chance», schluchzt sie. «Er hat gesagt, ich soll es nicht ansehen, aber ich musste hinsehen.»

Und dann flackert die Taschenlampe auf und geht aus, und die Dunkelheit umspült sie wie eine Flutwelle, schwärzer als Schwarz, die grausame Schwärze des Meeresgrundes, die sie umschlingt, und Elise schreit. Nein, denkt Chance, tu das nicht. Tu das nicht, weil du dann schluckst und es in dich eindringt. Oder sie versucht zu sprechen, kann sich aber nicht erinnern, wie man Wörter formt, wie man Zunge und Zähne zusammenarbeiten lässt, um Töne hervorzubringen.

Etwas schiebt sich an ihr vorüber im Dunkeln. Es ist

kalt, denkt sie. Ja, es *ist* kalt, kalt wie ein Himmel ohne Sterne, wie ein Grab, und dann flackert die Taschenlampe schwach zu neuem Leben auf. Aber Elise ist wieder verschwunden, und nur die Rohre sind noch da, die tiefer in den Tunnel führen, tiefer in das durchstochene, verbitterte Herz des Berges.

«Hast du das gehört?»

Elise steht plötzlich wieder da, lacht, weiß, dass Deacon nur versucht, ihr Angst zu machen, aber vielleicht hat Chance es ebenfalls gehört. «Nein», sagt er und leuchtet die Rohre entlang.

«Hört mal.»

Chance öffnet ihre Augen und starrt in den Nachthimmel, der nur Dunkelheit ist, in den Frühlingsregen, der durch die Bäume flüstert, ihre Tränen fortspült. Irgendwo in der Nähe, unzusammenhängend, hört sie Elise weinen, und Deacon tröstet sie.

«<... wie viele Meilen bin ich diesmal gefallen?»>», aber niemand hört sie, also antwortet auch niemand, und das Mädchen namens Chance schließt ihre Augen wieder, lässt den Regen ihre Wangen küssen und die Dinge verbergen, die sie nie gesehen hat.

ERSTER TEIL

# KARTEN UND LEGENDEN

«In unseren Träumen treffen wir Nacht für Nacht noch auf die zeitlosen Gefahren, Schlünde, geheimen Helfer und Lehrer, und in ihrer Gestalt können wir nicht nur die Spiegelung unserer gegenwärtigen Gesamtverfassung entdecken, sondern auch die Schlüssel zu dem, was zu unserer Rettung zu tun ist.»

Joseph Campbell (1949)



# KAPITEL 1

## CHANCE

Es ist der Morgen nach der Beerdigung, die letzte Beerdigung in einer, wie es Chance Matthews vorkommt, nicht enden wollenden Parade von Särgen und Kränzen und stirnrunzelnden Beerdigungsunternehmern, mit der es ewig so weitergehen könnte, wenn noch jemand da wäre, der ihr etwas bedeutete, jemand, der noch sterben könnte. Die ganze Nacht lang ist sie durch die schmalen Straßen im Norden vor der Stadt gefahren, ländlichdunkle Straßen, nur sie und eine Halbliterflasche Wild Turkey, während die Musik laut aus ihrem Tapedeck plärrte. So jagte sie hinter den Lichtern ihres alten Impala her, versuchte zu fliehen, obwohl sie wusste, dass sie unmöglich schnell genug weit genug kommen würde. Die Schwerkraft kann nicht stärker sein als der Sog ihres Verlusts. Chance sitzt auf der Motorhaube ihres Wagens, während die Sommersonne durch die Bäume auf die Red Mountains blutet und heiß durch die Hornstrauch- und Zürgelbaumäste sickert. Bald wird sie die wie Pailletten glitzernden Tautropfen im Vorgarten von Chance' Großvater verdampfen. Der Impala pufft und

knackt in seiner geheimen Autoauspuffsprache, während er nach der langen, ruhelosen Nacht herunterkühlt.

Chance blinzelt in die aufgehende Sonne, wünscht, sie könnte sie zurück nach unten drängen, sie für immer in den Osten jagen und sich an die Nacht klammern. Doch aus Rausch und Nacht werden langsam Kater und Schatten. Vielleicht spendet die Nacht keinen Trost, aber zumindest wird man nicht grausam daran erinnert, dass die Welt nicht aufgehört hat, sich zu drehen, und dass sie's auch nicht tun wird, ganz egal, wie weh es tut.

«Was zum Teufel jetzt noch, Grandpa?», flüstert Chance, und ihre Stimme klingt falsch, unpassend. Es ist unanständig, am Leben zu sein und zu atmen, zu reden. Aber sie fragt trotzdem noch einmal, diesmal lauter: «Was zum Teufel jetzt noch?»

Keine Antwort außer den Vögeln und dem Verkehr auf der Sixteenth Avenue, den Aufwachgeräuschen, den Leute-am-Morgen-Geräuschen, als ob sich absolut nichts geändert hätte, abgesehen vom Wochentag, den Zahlen auf dem Kalender. Chance schließt die Augen, so bleiben wenigstens nur die Geräusche und das bisschen Helligkeit, das durch die Lider schimmert. Vielleicht ist das ja der Trick, denkt sie. Eine Nacht zu *erschaffen*, eine Nacht, in der man sich verstecken kann, eine Nacht, die nicht enden muss, bevor diese Leere tief drinnen verschwunden ist und man den Gedanken an einen neuen Sonnenaufgang ertragen kann, den Gedanken an Alltag.

So sitzt Chance auf der Motorhaube, die grünen Augen geschlossen, fühlt die unwillkommene Julisonne auf dem Gesicht, die schwächere Hitze vom Motor des Impala durch ihre Jeans und überlegt, wie man eine Nacht weben könnte, wie man indigofarbene Himmel näht, ohne Sterne

oder Mond, außer Chance sehnt sich ausnahmsweise nach ihnen und schneidet Löcher in den Stoff, damit sie hindurchscheinen können; obsidianfarbener Himmel sogar, wenn es sein muss. Eine Nacht, die sie umhüllt, als Gegenstück zu jener Nacht, die zusammengerollt unter ihrer Haut liegt und sie bei lebendigem Leibe auffrisst.

Hör mit dem Selbstmitleid auf, Chance. Die Stimme ihres Großvaters, irgendwo hinter ihr, eine Geisterstimme vom Beifahrersitz des Impala. Chance krabbelt von der Motorhaube, alle Gedanken an Zufluchten und Nachtgewebe sind verfliegen in diesem einen Augenblick unmöglicher Überraschung. Doch nichts und niemand steht beim Auto außer ihr. Sie fühlt sich dumm, schämt sich, ist wütend, alles gleichzeitig. Diese gewöhnlichen Gefühle schwimmen gegen den Strom ihrer Trauer, silbrig glänzendes Treibgut, das Chance' Aufmerksamkeit einen Moment ablenkt, bevor es fortdriftet und wieder nichts als Traurigkeit bleibt. Also nicht ihr Großvater, nur ihre eigene Erinnerung an die Stimme ihres Großvaters. Nur der Teil von ihr, der krank ist vor Verlust, Tod und den Schuldgefühlen und in einer Stimme spricht, der sie vielleicht zuhört, vielleicht. Chance beugt sich vor, beide Hände auf der noch warmen Motorhaube des Chevy, und sie weint wieder, bevor sie die Tränen stoppen kann, kann nicht aufhalten, was sie gar nicht erst kommen sieht. Wehrlos steht sie da, während sich kleine Tropfen aus Wasser und Salz ihren Augen entwinden und auf den rostroten Wagen klatschen.



Ihr Urgroßvater hat dieses Haus gebaut vor über hundert Jahren, und es wurde instand gehalten, durchaus. Man hat es nicht vernachlässigt und verrotten lassen, wie es mit so vielen Häusern aus der Zeit passiert ist. Hier lebt Chance, seit sie fünf Jahre alt ist. Ihr Urgroßvater, ein Lehrer, der eine Lehrerin geheiratet hat, baute seiner jungen Frau dieses bescheidene Heim aus lebkuchenfarbenem Holz, das nie anders als in demselben vernünftigen Weiß gestrichen worden ist. Ein Schornstein aus Sandsteinblöcken und Mörtel und ein Blitzableiter am Gesims, wo der Giebel auf den Himmel trifft. Er ragt wie ein schmiedeeiserner Finger empor. Und ganz, ganz oben das Fenster zum ehemaligen Dachboden, aus dem Chance' Zimmer wurde.

Langsam steigt sie die Steinstufen hinauf, hinauf zur großen Veranda vorn, die um das halbe Haus läuft. Noch immer liegen da der Schwertfarn und sein kaputter roter Tonübertopf, die Erde verstreut über die weißgetünchten Verandabretter, seine Wedel werden schon braun. Ihr Großvater hat den Farn hier nach draußen auf die Veranda getragen, den Vormittag mit dem Umtopfen der eingesperrten Pflanze verbracht, und jetzt markiert sie den Platz, an dem er stand, als sein Herz zum letzten Mal schlug. Niemand hat den Farn weggeräumt oder die Tonscherben zusammengefeigt. In der trockenen schwarzen Erde sind Fußspuren zu erkennen, Fußspuren von Sanitätern und Polizisten. An manchen Stellen ist sie platt gedrückt, da wo Joe Matthews zwei volle Stunden lag, bevor Chance nach Hause kam und seine schon kalte, steife Leiche fand.

Sie tritt gegen den Bausch aus verwelkendem Farn und Erde, und für einen Moment fliegt er durch die Luft, dann schlittert und rollt er über die Veranda, schleift dabei seine Wurzeln hinter sich her und bleibt schließlich neben einem

anderen, heilen Topf liegen, einem riesigen Rhododendron, der dem sterbenden Farn in der Morgensonne Schatten spendet. Chance fühlt sich kein bisschen besser, schlechter sogar vielleicht, weil ihr Großvater an dem Farn gehangen hat. Schnell schaut sie weg, eine Hand sucht in der Jeans-tasche nach den Schlüsseln, und einen Augenblick später schwingt die Eingangstür in den Flur auf, der muffigkühle, vertraute Geruch des Hauses dahinter quillt heraus, umhüllt Chance.

Sie übertritt die Schwelle, ein abgewetzter Streifen lackierter Kiefer als Grenzstein für ihre zögerlichen Schritte. Den rechten Fuß darüber, den linken hinterher, und sie taucht aus der unanständigen Helligkeit des Morgens in die Schatten und Überreste der Nacht ein, die sie drinnen erwarten. Wer daran vorbeifährt, hält es einfach für ein Haus, aber Chance weiß, dass es mehr geworden ist: eine düstere, flüsternde Schachtel, die alle Erinnerungen ihres Lebens in sich birgt, eine Gedenkstätte. Der Aufbewahrungsort für tausend Erinnerungsgegenstände und -gründe, die sie nicht braucht, weil sie nichts vergessen könnte, selbst wenn sie es wollte. Dabei wünscht sie sich nichts mehr, als dass es wieder ein schlichtes Haus wäre.

Sie zieht die Eingangstür langsam hinter sich zu und setzt sich auf den noch kühlen Boden, die Tür im Rücken, die ganze Welt im Rücken. Mit zusammengekniffenen Augen starrt sie den langen Flur entlang, der an der Treppe vorbei in die Küche führt und in das Zimmer, in dem ihr Großvater all seine Pappschachteln und Holzkisten mit Steinen aufbewahrt hat, die Stoff- und Plastiktaschen voller Fossilien und Mineralien, die noch nicht geöffnet, gereinigt oder beschriftet worden sind. Zwei Zimmer und dazwischen ein grelles, schmales Rechteck aus Tageslicht, der Tag

schleicht sich durch das Bleiglasfenster in der Hintertür herein.

Und dann überwältigt es sie wieder, die unbestreitbare Realität der Ereignisse, diese Wirklichkeit, die nach Nelken riecht und einer Schaufel voll roter Friedhofserde – dass sie tot sind, fort, alle zusammen. Chance ist mit dreiundzwanzig Jahren so allein wie ein Mensch, der ein ganzes Leben mit Familie, Freunden und Liebhabern überdauert hat. Eine alte, alte Frau in so junger Haut. Die Wahrheit und ihr Verstand stoßen einander ab wie entgegengesetzte Pole, und Chance schließt die Augen wieder. Nach einer Minute hört die Luft auf, nach Beerdigung zu riechen. Es bleibt nur der samtweiche Duft von Staub und der Geist der Pfeife ihres Großvaters.



Die erste Beerdigung, als ihre Eltern bei einem Autounfall starben. Chance blieb am Leben, eine Rücksitzüberlebende, übersät mit blauschwarzen Blutergüssen und mit einem doppelt gebrochenen linken Arm. Aber immer noch lebendig genug, um zuzusehen, wie die Särge in die Erde gesenkt wurden, um neben ihren Großeltern zu stehen, während ein Pastor Sachen aus der Bibel vorlas, die sie nicht verstand. Nur nach Hause wollte sie. Woran sie sich am deutlichsten erinnert, ist die Rückfahrt zum Haus der Großeltern. Schweigend hörte sie zu, während die beiden darüber stritten, dass die Eltern keine Christen waren und trotzdem ein Pastor sie beerdigt hat.

«Ich habe ihnen erzählt, dass wir das nicht wollen», sagte ihre Großmutter immer wieder. «Ich habe ihnen erzählt, dass Henry und Carol gesagt haben, dass sie es nicht

wollen, und du weißt verdammt gut, dass es stimmt, du weißt, wie oft sie das wiederholt haben.»

«Mrs. Sawyer war es wichtig», sagte ihr Großvater. Es klang so müde, wie Chance sich fühlte. Ihre Großmutter putzte sich laut mit dem Taschentuch die Nase und zischelte verärgert durch die Zähne.

«Es war nicht die Beerdigung von Mrs. Sawyer, Joe.» Ihr Großvater antwortete nicht, und Chance' Arm tat weh, aber sie war zu müde, um weiterzuweinen, beobachtete stattdessen, wie die Häuser und Bäume und Hydranten draußen vorbeiglitten.

Also lebte sie von nun an bei ihnen in ihrem großen Haus auf dem Berg über der Stadt, und sechs Wochen später nahm ein Arzt ihr den Gips ab. Die Knochen waren zusammengewachsen und die Blutergüsse fast nicht mehr zu erkennen, aber niemand schien zu bemerken, dass sie noch andere Verletzungen davongetragen hatte. Am Anfang kam Chance immer mit, wenn ihre Großmutter das Grab der Eltern besuchte, blumenbunte Sträuße darauf und der Nachname tief in den Granit des Steins gemeißelt wie Buchstabierunterricht. Manchmal stellte sie Fragen.

«Deine Mom und dein Dad schlafen», antwortete ihre Großmutter dann, oder: «Das verstehst du, wenn du ein bisschen älter bist.» Es klang aber nie, als glaubte sie wirklich, was sie da sagte.

Manchmal schlenderte ihre Großmutter noch auf dem Friedhof umher, an anderen Grabsteinen vorbei, las laut, vielleicht nur sich selbst, die Namen vor, und Chance legte sich ins grüne Friedhofsgras, das Ohr gegen die Erde gepresst, und lauschte, ob sie das Schnarchen ihres Vaters hören konnte oder wie die Mutter manchmal im Schlaf redete. Doch nie ein Laut. Schließlich erwischte ihre Groß-